

Aus der Geschichte des Kostüms

Autor(en): **Briner, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 19

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schließlich liebenden Herzens hatte sie dabei keinen Gedanken für den, der so edles Vertrauen in sie gesetzt, sondern sie gedachte nur dessen, der ihr die Wunde geschlagen. „Er hat alles geglaubt... ich wollte, ich wäre tot.“

Baron Dahnow wanderte an dem Abend noch lange unruhig umher. Er mußte innerlich sehr heiß fühlen, da er nicht bemerkte, wie kalt der Herbstnebel sich auf ihn niederließ. „Sie liebte ihn noch,“ sagte er sich immer wieder. „Sie liebt ihn heute noch, und wenn er sie zehnmal im Stiche ließ! Habe ich es nicht immer gesagt, daß er sie unglücklich machen würde? Aber gerade an diese Schwärmer, die heute so und morgen so sind, verschwenden sie ihre Liebe; als ob so einer nur wüßte, was lieben heißt.“

Dahnow schien sich das Zeugnis zu geben, daß er es wisse; jedenfalls wußte er das besser, als was gerade Zeit und Stunde sei — daran erinnerte ihn erst die Müdigkeit, die sich endlich geltend machte. Fröstelnd kehrte er in seinen Gasthof zurück; aber alle Behaglichkeit, die er sich angeeignet ließ, stellte sein inneres Gleichgewicht nicht her. Immer sah er das blass, traurige Gesicht vor sich, immer hörte er die Worte wieder: Aber Sie, woher wußten Sie, daß es nicht wahr sei?

Unbehaglich war ihm selbst dann noch zumute, als er schon längst die Ruhe aufgesucht. Er huldigte der, wie viele es nennen, schlechten Gewohnheit, dann erst noch durch Lektüre seinen Geist zu beschwichtigen. Aber der Bücher-vorrat unter seinem Gepäck mußte ihm heute nicht das Rechte bieten. Die Kerzen an seinem Lager waren schon tief herabgebrannt, als er noch ungeduldig in seinem Lieblingschriftsteller blätterte. Es war eine kleine Ausgabe des alten Goethe, die ihn stets begleitete; denn Baron Dahnow ließ auch auf Reisen nichts im Stiche, was ihm zur leiblichen oder geistigen Bequemlichkeit diente.

Endlich blieb er mitten im Götz von Berli-
chingen stecken. „Bei einem Mädchen, das vom Liebesunglück gebeizt, wird ein Eheantrag bald gar,“ läßt der große Dichter den derben Sitten-
gen von seiner sanften Maria sagen, mit mehr praktischer Weisheit als idealer Auffassung.

Hatte Dahnow gerade diese Stelle so lange gesucht? Und doch flog das Buch zur Seite; als sei es genug und übergenug, löschte er die Kerzen und schloß die Augen. Aber es mußten helle, freundliche Träume sein, die ihn heim-
suchten; denn selbst im Schläfe blieb ein Lächeln auf den Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Summende Stille.

Oh Ruhe auf ragender Zinne,
Den Himmeln verbunden!
Die Jagd nach dem Tagesgewinne
Ist fernhin entschwunden.

Mein Ränz, das lange mich drückte,
Es liegt mir zu Füßen,
Mein Stab auch, den jubelnd ich zückte,
Die Hochwelt zu grüßen.

Hell blißen die Ströme und Seen
Aus dämmerndem Grunde;
Ich spüre das heimliche Wehen
Geheiliger Stunde.

Den Gräsern gleich beb' ich vor Wonne,
Tief schlummert der Wille.
Mein Herz ist voll leuchtender Sonne
Und summender Stille.

Jacob Heß.

Aus der Geschichte des Kostüms.

Von Dr. E. Briner.

Die Kostümkunde ist ein Gebiet, von dem wir im Allgemeinen mehr Kenntnisse haben, als wir uns dessen selber bewußt sind. Zwar sind es allerdings unzusammenhängende und zufällige Kenntnisse; doch es fehlt uns nicht an Vorstellungen und Erinnerungsbildern, wenn es gilt, über die Kostüme, welche man in frühern Zeiten trug, nachzudenken und sie sich zu vergegenwärtigen. Vor allem die Buch-Illu-

stration, welche in historischen Romanen und Erzählungen die Veranschaulichung einzelner Szenen übernimmt und auch geschichtliche Ereignisse darstellt, hat uns darüber unterrichtet, wie im römischen Altertum, im deutschen Mittelalter und an den Fürstenhöfen der Neuzeit sowie im bürgerlichen Leben der letzten Jahrhunderte das Kostüm beschaffen war. Auch das Theater und neuerdings der historische Film

lassen die Tracht alter Zeiten so lebendig und luxuriös wie möglich neu erstehen. So sind wir über die alte deutsche Bürgertracht, die Landsknechtskostüme, über die Wallensteinische Kriegstracht und die französische Hofmode, über Rokoko, Bopfzeit und deutsches Viedermeier doch einigermaßen orientiert. Dazu kommt als lebendigste Illustration die Maskerade. An Kostümfesten und besonders an historischen Umzügen, die ja bei uns nichts Seltenes sind, können wir selbst eine Rolle übernehmen und uns, wie es schon die Kinder gerne tun, im Kostüm vergangener Zeiten oder fremder Länder zeigen. Und gerade darin liegt der Reiz des Kostüms, daß es uns an alte Zeiten erinnert und uns in verschwundene Lebenskreise zurückführt, mit denen die Phantasie sich gern beschäftigt.

Neben der Raumkunst ist wohl das Kostüm dasjenige Dokument, das uns am meisten kulturgeschichtliche Aufschlüsse über die Lebenshaltung in früheren Epochen gibt. Wohnung und Kleidung — diese Hauptfaktoren des täglichen Lebens haben Formen geprägt, in denen sich das Leben selber zu spiegeln scheint. Die Lebensansprüche einer Zeit, die Abstufungen der gesellschaftlichen Stände, der Zeitgeschmack und seine Wandlungen, alles läßt sich da ablesen. Was die Raumkunst betrifft, so hat sie



Die Laubverkäuferin.
 Schweizer Trachtenbild aus dem 18. Jahrhundert.

dauerhaft gearbeitet. Schlösser und Museen besitzen noch viel Hausrat aus mittelalterlicher und neuerer Zeit, so daß man sich die Gesamtbilder alter Raumkunst vorstellen kann. Die



Der Kalbverkäufer.
 Schweizer Trachtenbild aus dem 18. Jahrhundert.

Kostüme haben nicht so gut vorgehalten; doch sind sie in Bildern verewigt. Von jeher hat die Kunst eine bedeutungsvolle Aufgabe darin gesehen, das Bildnis mit dem vollen Glanz der Zeitmode auszustatten, um eine Persönlichkeit in ihrer ganzen Bedeutung auch äußerlich zu kennzeichnen. Und auch in Darstellungen aus dem Leben der Zeit spricht das Kostüm in entscheidender Weise mit. So haben die Florentiner Maler des 15. Jahrhunderts und die gleichzeitigen altniederländischen Künstler das Kostümliche auf ihren Bildern, auch auf religiösen Darstellungen, die gern im Zeitkostüm gehalten wurden, mit sichtlicher Vorliebe betont und detailliert. Im 16. Jahrhundert hat Hans Holbein aus Basel die Herrschaften des englischen Hofes im ganzen Prunk ihrer Erscheinung porträtiert; ein Jahrhundert später hat es der Niederländer Anton van Dyck, der von seinem großen Lehrer Rubens die Freude am schönen Kostüm geerbt hatte und der elegante Bildnismaler der europäischen Höfe wurde. Im 18. Jahrhundert waren es die französischen Maler, Watteau vor allen, welche die Eleganz ihrer Zeit im Bilde festhielten. Und

aus dem vergangenen Jahrhundert sind uns, auch wenn die künstlerischen Darstellungen nicht wären, Modebilder in Fülle erhalten. So können wir mit ein wenig Phantasie den Kostümzauber vergangener Zeiten wieder aufleben lassen, ohne daß es uns stark zu gelüsten braucht, praktisch mit diesen Dingen länger umzugehen, als es die Dauer eines Umzuges oder eines Festes verlangt. Denn die Schauspieler wissen, daß die Kostüme früherer Zeiten beängstigende Panzer sein können. So wird es bei aller Bewunderung vor schönen Modeschöpfungen von ehedem einem jeden klar sein, daß wir die Errungenschaften der heutigen Zivilisation auf dem Gebiet der Kleidung nicht mehr hergeben möchten, um dafür Schnürbrust und Reifrock oder Perücke und Mühlsteinkrause einzutauschen.

*

Das Mittelalter hat sich in Eisen gekleidet und doch andererseits für das höfische Leben, das der Minne und der Dichtung hold war, eine vornehme, bequem zu tragende Kleidung geschaffen. Der Übergang zur Neuzeit brachte

dann einen Modefarneval ohnegleichen. Er dauerte an die zweihundert Jahre und drückt den ganzen Kulturwirrwarr des ausgehenden Mittelalters aus. Schnabellschuhe, deren lange Spitzen vorn heraufgebunden werden mußten, ausgezackte Stoffe, welche ein Herumflottieren farbiger Zipfel bei jeder Bewegung verursachten, willkürlich in verschiedene Farben geteilte Gewänder, welche Adelswappen andeuteten, ungeheuerliche Hauben und gar Schellen und Glöcklein an den Gewandsäumen, wie sie später in die Narrentracht übergingen, das tauchte alles in dieser Zeit auf. Als dann das 16. Jahrhundert neue Grundlagen des Lebens brachte und in Deutschland die Reformation den Charakter des Lebens mitbestimmte, wurde auch das Kostüm ernsthafter. Gerade das deutsche Männer- und Frauenkostüm der Reformationszeit gibt uns ein würdiges, gediegenes Abbild von der Lebensauffassung der Zeit, die in Deutschland die Blütezeit des ernstesten Bürgertums war.

Das Männerkostüm, wie wir es uns etwa im Kreise der hiedern Meisterfinger von Nürnberg



N° 4. *Grand Sautier, ou Habit de Ceremonie d'Eglise.* N° 5. *Un Gentilhomme, ou autre Bourgeois de Zurich, en Habit d'Eglise.* N° 6. *Un Proposant ou Jeune Ministre de Zurich, en Habit Ecclesiastique.*

Zürcher Herrenkostüme aus dem 18. Jahrhundert: Amtstracht, vornehmer Bürger, Geistlicher.

vorstellen, hatte ein gemessenes, ernsthaftes Aussehen. Es erhielt seinen Charakter vor allem durch die „Schäube“. Darunter versteht man ein mantelartiges Oberkleid, das bis zu den Knien reichte und einen breiten Stoffragen hatte. Den Hauptschmuck dieses Kleidungsstückes bildete die Pelzverbrämung, mit welcher man gern Aufwand trieb. Doch war den einzelnen Ständen vorgeschrieben, was für Pelze sie verwenden durften. So standen Zobel und Hermelin den Fürsten zu, Marderpelz dem Adel, Fuchs und Iltis den Bürgern, Lämmer- und Ziegenfelle den Bauern. Wir können uns kaum mehr in eine Zeit zurückversetzen, in der die Standesunterschiede so scharf in den Einzelheiten der Kleidung sich ausprägten. — Das Frauenkostüm dieser Zeit ist als „Gretchenkostüm“ bekannt; es stellt als Ausdruck ernster und doch freundlicher bürgerlicher Lebenshaltung eine besonders ansprechende Modeschöpfung dar. Ein weiter, faltiger Rock und ein gut anschließendes Nieder, eine Schürze und ein Gürtelriemen zum Aufhängen von Täschen oder Schlüsselbund, und eine runde, einfache Haube, in welcher das Haar aufgenommen wurde, kennzeichnen diese fleidsame Tracht. Aus begreiflichen Gründen findet man die langen Gretchenzöpfe auf Bildern der Zeit nicht so häufig wie die Haubentracht, die jeder Frau gut stand.

Abseits von der bürgerlichen Kleidung sorgte nun allerdings die Tracht der Landsknechte dafür, daß der alte Übermut der Mode nicht unterging. Der Landsknecht, der sich auch durch seine äußere Erscheinung — wie es in späteren Zeiten durch die Uniform erreicht wurde — vor allem Volk als Soldat kennzeichnen wollte, ging phantastisch gekleidet. Er lebte in Saus und Braus und konnte nicht genug Auffälli-



Bildniszeichnung Hans Holbeins d. J.
(16. Jahrhundert): Englische Dame mit Haube.

ges an seiner Kleidung anbringen. Hose, Wams und Ärmel waren in mancherlei Weise geschlitz, so daß zwischen der starken Farbe der Kleidung allenthalben andersfarbiger oder weißer Stoff zum Vorschein kam. Diese Mode, vervollständigt durch das Wehrgehänge und ein kühnes Federbarett, wurde durch buntscheffige Farben und übertriebene Schlitzung ins Abenteuerliche gesteigert. So wurden diese Gesellen zu lebendigen Sinnbildern des Lagerlebens und des Soldatenstandes, wie er in der Schweiz durch das Reisläufen sich ganz besonders üppig ausgebildet hatte und in Deutschland durch den nicht minder anspruchsvollen Stand der Landsknechte vertreten war.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte sich an den europäischen Höfen die spanische Tracht durchgesetzt. Dies entsprach dem Vorrang, den die spanisch-habsburgische Dynastie seit dem Auftreten Kaiser Karls V. in Europa einnahm. Das spanische Hofkostüm sollte das Zeremonielle und Prunkvolle mit dem Eleganten verbinden. So gestaltete sich das Herrenkostüm durch anliegende Trikots, ein gut sitzendes Wams und ein zierliches Mäntelchen stolz und geschmackvoll zugleich. Doch wurde diese Tracht, die ursprünglich die körperlichen Vorzüge möglichst gut zur Geltung bringen wollte, bald durch Übertreibungen, besonders durch Auspolsterung, sehr entstellt. Und das Frauenkostüm, bei welchem die Sinnenfreude der Renaissancezeit völlig durch den strengen Geist der katholischen Gegenreformation verdrängt war, wirkte mit Reifrock, enger Taille und hohem Kragen eher wie ein Gefängnis des Frauenkörpers, auch wenn Stoffaufwand und Juwelienschmuck für eine reiche Erscheinung sorgten.

Da brachte das beginnende 17. Jahrhundert wieder freie, malerische Moden auf. Wieder bestimmte der Soldat die Männertracht. Während des dreißigjährigen Krieges wurde der wallensteinische Soldat der Idealtypus männlicher Eleganz. Stulpenstiefel, soldatisches Wams, federgeschmückter Filzhut, dazu weiße Spitzenträger als seltsamen Gegensatz, Spitzbart und Schnurrbart in wallensteinischer Weise getragen, das sind die Hauptzüge des neuen Kostüms. Die Frauen liebten weite, haushügelige Gewänder aus schweren, reichen Stoffen. Aber auch diese Entwicklung mündete bald in höfische Formen aus, die wieder alles freie Leben in enge Fesseln legten. Ludwig XIV. beherrschte als König von Frankreich das höfische Leben von ganz Europa durch den mächtigen Einfluß, der von Versailles aus auf alle Länder weiterwirkte. So wurde das Kostüm der großen Gesellschaft zum Inbegriff höfischer Repräsentation. Zum Herrenkostüm gehörte nunmehr die mächtige Perücke, welche als „Allongeperücke“ hoch über dem Scheitel aufstieg und seitlich über die Schultern ihre Lockenfülle niederströmen ließ. Ursprünglich zur Vortäuschung reichen Haarwuchses verwendet, wurde damals die Herrenperücke das Abzeichen von Stand und Bedeutung, als wahre „Staatsperücke“ getragen und verblieb in ähnlicher Weise später den Ratsherren, Gerichtspersonen

und Geistlichen als Sinnbild ihrer beruflichen Würde.

Im übrigen war das Herrenkostüm von gediegenem, verfeinertem Charakter. Der zuerst nur im Felde getragene Mantel wurde zum stattlichen Rock, der bis zu den Knien reichte und durch Treffen verziert war. Das frühere Wams war zu einer dekorativen, langen Weste geworden. Die höfische Zierlichkeit der Herrentracht kam zum Ausdruck in einer verschwenderischen Fülle von Spitzen, die an den Knien und an den Ärmeln, sowie am Kragen angebracht wurden. Der Spitzenlurus verschlang allorts große Summen.

Das Damenkostüm war unter Ludwigs XIV. Herrschaft recht steif und schwer; der Reifrock gab ihm etwas Starres. Erst das 18. Jahrhundert gab der Frauentracht neuen Glanz. Es war die Zeit des Rokoko. Leichte und elegante Lebenshaltung ersetzte auf allen Gebieten das Steife und Bewusste der vorangehenden Zeit. So wurde das Damenkostüm zur prächtigen Robe umgebildet, deren stoffreiches Gebälde man zu Hause ablegte, um leichter und bequemer gekleidet zu sein. Die Herren trugen einen seidenen reichgestickten Rock und eine prunkvolle Weste; die Perücke war nur noch mit einigen Haarrollen und einem Zöpfchen oder Haarbeutel verziert. Gegen Ende des Jahrhunderts erhielt die Herrenkleidung unter dem wachsenden englischen Einfluß mehr militärischen Charakter. Stulpenstiefel, Lederhosen, gelbe Weste und blauer Rock, dazu ein Filzhut statt des Federbaretts bildeten die „Werthertracht“, mit der Goethe in Weimar einzog. Die Frauen trugen in der Zeit der Königin Marie Antoinette leichte, faltige Kleider, dazu allerdings gewaltige Haaraufbauten. Doch der Übergang zur neuen Zeit konnte sich nur durch gewaltsamen Umsturz, auch auf dem Gebiet der Kleidung, vollziehen.

So brachte die Revolution und das napoleonische „Empire“ um die Wende des Jahrhunderts die Schwärmerei für griechisch-antike Kleidung, worunter man eine möglichst unbeschwerte, von der Wespentaille befreite und hochgegürtete Frauentracht verstand. Viel Extravaganzen und groteske Übertreibungen („Incrovable“ und „Merveilleuse“) mußten vorübergehen, bis in der Biedermeierzeit die moderne Kleidung allmählich geschaffen werden konnte. Das Herrenkostüm, dessen ehemaliger langer

Rock zum „Traß“ für festliche Gelegenheiten wurde, nahm sich immer einfacher und ernster aus, besonders seit die langen Weinkleider aufgekomen waren. Die Damenmode kehrte, in Erinnerung an die entschwundene Rokokozeit, zu einer Art Reifrock zurück, der zur Zeit der Kaiserin Eugenie, also kurz nach 1850, zur Crinoline wurde. Gerade die Viedermeierzeit hatte eine der kleidsamsten und liebenswürdigsten Frauenmoden geschaffen; beim „Stilkleid“ gibt sie noch heute wertvolle Anregungen. — Paris hatte auch im neunzehnten Jahrhundert durchaus die Führung in der Mode beibehalten, und von da aus gingen auch die unpraktischen, stoffreichen „Tournüren“ in die Welt hinaus. Gegen Ende des Jahrhunderts entspann sich dann eine Art Wettstreit mit England. Englisch war das geschneiderte Damenkleid (Tailor-made), das durch guten Sitz und praktischen Aufbau den modernen Lebensanforderungen genügen wollte, französisch das stoffreiche, mit Schmuckmotiven aller Art (Bänder, Rüschen, Volants) überladene Kleid.

Die neueste Zeit hat nun auch in der Damenmode den Geist unserer Lebensweise zum Ausdruck gebracht und eine einfache, bequeme Gesamtanordnung durchgesetzt, welche auch durch den Modenwechsel nicht mehr zu ver-



Trachtenbild Hans Holbeins d. J.
(16. Jahrhundert): Basler Bürgersfrau mit Schleppekleid und Haube.

drängen ist und sich dem neuzeitlichen, freien Leben völlig angepaßt hat. Die Herrenmode ist andererseits in klare, einfache, strenge Bahnen gelenkt worden, so daß sie hier und da auch Extravaganzen verträgt und ein wenig farbige Aufhellung nötig hat.

Aphorismen.

Wenn Entwicklung aller in die Menschheit gelegten Keime die Aufgabe der Gesellschaft, wenn Erziehung im höheren Sinne das Mittel ist, sie zu lösen, so sind Universitäten die wichtigsten Institute des Staates. Hier soll, was

früher nur Zucht und Unterricht war, zur Bildung sich veredeln, hier der künftige Mensch, der künftige Bürger reifen zu der Mission, die eigener Beruf und der heilige Wille des Vaterlandes ihm anweisen.